

working paper



Österreichisches Institut für Familienforschung
Austrian Institute for Family Studies



Nummer **35 - 2004**

Titel **„ÜBER DEN WUNSCH, EIN KIND ZU BEKOMMEN –
KINDERWUNSCH HETERO- UND HOMOSEXUELLER
PAARE“**

AutorInnen **Olaf Kapella
Christiane Rille-Pfeiffer**

working papers have only received limited review

ÖIF, Gonzagagasse 19/8, A-1010 Wien
Tel. +43-1-535 14 54-0
Fax +43-1-535 14 55
url: <http://www.oif.ac.at>
email: team@oif.ac.at

P.b.b.: Verlagspostamt 1010 Wien; DVR: 0855561

Inhalt

Abstract	3
1 Vorwort	4
2 Literaturüberblick zu zentralen Erkenntnissen in der Forschung.....	5
2.1 Generatives Verhalten und Kinderwunsch	5
2.2 Kinderwunsch bei gleichgeschlechtlichen Paaren.....	8
3 Die Studie: Über den Wunsch, ein Kind zu bekommen.....	13
3.1 Vorbemerkung zur Studie in Österreich.....	13
3.2 Studiendesign	13
4 Erste Ergebnisse der Studie.....	16
4.1 Paare mit Kindern und Paare ohne Kinder	16
4.2 Heterosexuelle- und homosexuelle Paare ohne Kinder	17
5 Resümee	24
6 Literaturverzeichnis	27

Abstract

Im Rahmen einer internationalen Vergleichstudie wurde der Diskussionsprozess von hetero- und homosexuellen Paaren in Bezug auf deren Kinderwunsch untersucht.

Ziel war es Einblick in die Interaktion und den Entscheidungsprozeß des Paares für oder gegen ein Kind zu bekommen. Dabei wurden sowohl die individuellen Gründe, als auch die Gründe des Paares für oder gegen ein Kind analysiert.

Das Abfragen individueller Gründe für oder gegen ein Kind vermittelt nur einen unzureichenden Einblick in die komplexe Entscheidungsfindung von Paaren bei Entscheidungen in der Partnerschaft. Um eine umfassende sozialwissenschaftliche Analyse durchführen zu können, orientierte sich das Studiendesign an der Methode des Interaktionsinterviews. Dabei wurden die Partner einerseits getrennt mit Hilfe eines Fragebogens und eines Interviewleitfadens befragt und andererseits als Paar mit den Aussagen des jeweils anderen Partners konfrontiert.

Das vorliegende Workingpaper stellt die Ergebnisse der Auswertung der in Österreich durchgeführten Interviews mit hetero- und homosexuellen Paaren vor.

1 Vorwort

Wie Werte- und Einstellungsstudien belegen, haben die meisten Menschen einen Kinderwunsch. Das Bedürfnis, Kinder in die Welt zu setzen und sie aufwachsen zu sehen, scheint durchaus ein allgemein geteilter Wert zu sein. Warum schieben dann dennoch immer mehr Paare ihren Kinderwunsch auf bzw. bleiben überhaupt kinderlos? Warum bekommen trotzdem viele Paare weniger Kinder als sie für ideal erachten? Warum fällt es in manchen europäischen Ländern offensichtlich leichter, sich für Kinder zu entscheiden als in anderen? Wodurch ist die Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit bezüglich der Familiengründung zu erklären? All dies sind Fragen, auf welche die Antworten bislang eher begrenzt waren und der Komplexität des Phänomens kaum gerecht wurden. Möglicherweise gibt es auch keine eindeutigen Antworten, sondern nur ein Bündel von Erklärungsversuchen, die eine höchst individuelle Entscheidung – nämlich die Entscheidung für bzw. gegen ein Kind - zu begründen suchen.

Das vorliegende Paper möchte einen Beitrag zur Klärung dieser Frage leisten. Dabei geht es uns primär darum, ebendiesen Entscheidungsprozess eines Paares nachzuzeichnen. Wesentlich ist neben der Frage nach individuellen Motiven und Beweggründen der einzelnen Partner auch die Interaktion des Paares, d.h. die *gemeinsame* Entscheidungsfindung der Partner. Um der gesellschaftlichen Realität heutiger Lebensformen gerecht zu werden, beziehen wir uns hierbei sowohl auf hetero - als auch auf homosexuelle Paare. Die Tabuisierung des Kinderwunsches von homosexuellen Paaren und der gleichgeschlechtlichen Elternschaft im Allgemeinen existiert nicht nur in der öffentlichen Meinung, sondern ist gerade auch in wissenschaftlichen Arbeiten festzustellen. Die Beschäftigung mit dieser Forschungsthematik wird oftmals ausgeklammert, entweder mit dem Argument der zahlenmäßig relativ geringen – und daher gesamtgesellschaftlich wenig relevanten - Gruppe von homosexuellen Paaren mit Kindern oder aber unter Verweis auf die noch nicht einschätzbaren Folgen der gleichgeschlechtlichen Elternschaft für das Kindeswohl. Unseres Erachtens kann und darf es nicht Ziel wissenschaftlichen Arbeitens sein, bestehende gesellschaftliche Tatsachen zu negieren und die empirische Forschung durch ideologische Argumentationen zu ersetzen. Insofern gehen wir mit *Lüscher* konform, der meint:

„[...] dass diese Fälle, so selten sie sein mögen, [...] gesellschaftlich von mehr oder weniger großer symbolischer Tragweite sind, weil sie als Ausdifferenzierung (oder als Infragestellung) vorherrschender Auffassungen der Familie verstanden werden.“ (Lüscher, 2002)

Wir beginnen unsere Ausführungen mit einleitenden Überlegungen zur Thematik „Kinderwunsch und generatives Verhalten“ sowie einem kurzen Überblick zum Status Quo in der Forschung. Bei der Darstellung unserer empirischen Ergebnisse beziehen wir uns auf die österreichischen Ergebnisse des „Family Impact Monitor Programmes“, das in den Jahren 2000-2002 durchgeführt und von der Europäischen Union teilfinanziert wurde. Hier handelte es sich um eine internationale Forschungs-Kooperation von acht europäischen Ländern, an der Österreich – vertreten durch das Österreichische Institut für Familienforschung – teilgenommen hat.

Ganz herzlich bedanken wir uns auch bei Johannes Pfliegerl (ÖIF) für die äußerst engagierte Durchführung der Interviews und für die Unterstützung bei der Auswertung.

Olaf Kapella und Christiane Rille-Pfeiffer

2 Literaturüberblick zu zentralen Erkenntnissen in der Forschung

Im Folgenden werden zentrale Erkenntnisse der aktuellen Forschungsliteratur zum Kinderwunsch dargestellt. Der erste Abschnitt fokussiert auf das generative Verhalten und den Kinderwunsch bei heterosexuellen Paaren, im zweiten Abschnitt werden zentrale Diskussionen zum Thema Kinderwunsch von homosexuellen Paaren und gleichgeschlechtliche Elternschaft nachgezeichnet.

2.1 Generatives Verhalten und Kinderwunsch

Die Geburtenentwicklung und das generative Verhalten in Europa sind zu einem viel diskutierten Thema geworden. Dabei sind sich die ExpertInnen einig, dass der allgemeine Geburtenrückgang und die daraus resultierende alternde Bevölkerungsstruktur negative Auswirkungen in den verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen haben werden. Die gravierendsten Folgen werden aufgrund der geringer werdenden Zahl an Erwerbspersonen für das Pensions- und Krankenversicherungssystem erwartet. Niedrige Geburtenraten schlagen sich aber auch in der Wirtschaftsdynamik nieder, wie etwa in Form von veränderten Verbrauchsmustern und geringeren Investitionsanreizen. Nicht zuletzt seien hier einige der sozialen und politischen Folgen von anhaltend niedrigen Geburtenzahlen und der sich verändernden Alterspyramide zu nennen: Kleinerwerden des Familiennetzwerkes und Wegfall bestimmter bisher durch Familienangehörige erbrachten Leistungen, erhöhter Pflegebedarf für die immer größere werdende Bevölkerungsgruppe der alten Menschen, mögliche Konflikte zwischen den Generationen, veränderte politische Ansprüche aufgrund der alternden Wählerschaft etc. (vgl. Dumont, 2003; Bagavos et al., 2001).

Aus demographischer Perspektive wird für die rückläufige Zahl an Geburten die steigende Zahl der kinderlosen Personen einerseits sowie die sinkende Zahl an Personen mit drei und mehr Kindern andererseits verantwortlich gemacht. Dabei spielt auch der Zusammenhang zwischen gewünschter und tatsächlich realisierter Kinderzahl eine zentrale Rolle. War bis dato hinsichtlich des Kinderwunsches die Zwei-Kind-Norm die gesellschaftliche Richtschnur, so belegen nunmehr neuere wissenschaftliche Befunde, dass v.a. im deutschsprachigen Raum der Kinderwunsch von 2,0 auf 1,7 Kinder gesunken ist (Goldstein et al., 2002). Dies würde die These untermauern, wonach der rückläufige Trend in den Geburtenzahlen auch in Zukunft anhalten wird, da nunmehr auch eine geringere Kinderzahl als ideal angesehen wird.

„The below-replacement ideals prevalent among young Austrians and Germans may or may not be a sign of the future in low-fertility populations. But it is notable that for the first time people’s stated preferences have deviated from the two-child ideal that has held such sway since the end of the baby boom. It is hard to imagine that this reconceptualization of family life will be without any consequences, just as it is hard to imagine that low fertility can persist indefinitely without being accompanied by a change in ideals.” (Goldstein et al., 2002)

Die Frage, warum sich Paare für bzw. gegen (weitere) Kinder entscheiden, ist also zunehmend in den Blickpunkt des Interesses von Politik und Wissenschaft gerückt. Dabei kann man zwei thematische Dimensionen unterscheiden: einerseits den Kinderwunsch und das generative Verhalten allgemein und andererseits den Prozess der Familiengründung und die Bewältigung des Übergangs zur Elternschaft im Konkreten (vgl. Nickel et al., 2001). Im Folgenden konzentrieren wir uns primär auf Ersteres, also den Kinderwunsch und das generative Verhalten auf einer sehr allgemeinen, primär durch Einstellungen und Werthaltungen charakterisierten Ebene. Eine Auseinandersetzung mit dem bereits umgesetzten Kinderwunsch und den Auswirkungen bzw. Coping-Strategien im Zusammenhang mit der Familiengründung würden den Rahmen des vorliegenden Papers sprengen.

Wie Schenk (2002) ausführt, ist der Ausdruck „Kinderwunsch“ und all die damit verbundenen Überlegungen historisch sehr jungen Datums. Während in vorindustrieller Zeit Kinder eine Selbstverständlichkeit waren und ganz zwangsläufig zur weiblichen Biographie gehörten, ist die Familiengründung heutzutage zu einem bewussten Reflexionsprozess geworden.

„Die Frage nach den Motiven, dem Für und Wider des Kinderwunsches gehört in die Jetzt-Zeit, wo alles reflektiert werden kann und immer häufiger reflektiert wird, weil es auch Alternativen gibt. [...] Der Kinderwunsch ist für uns überhaupt erst zum Thema geworden, seit das eheliche Zusammenleben ohne Kinder möglich ist – das heißt, seit es gesellschaftlich akzeptiert wird und manchmal auch als eine attraktive Alternative erscheint.“ (Schenk, 2002)

Die zentrale Ursache für diese Veränderung im Umgang mit der Frage des Kinderwunsches ist die heutzutage bestehende Möglichkeit der Dauerverhütung, die mittlerweile für die meisten Menschen in unserer Gesellschaft zum Normalzustand geworden ist. Dies stellt eine historisch neue Situation dar, gegenüber der generellen Empfängnisbereitschaft der Frau in früheren Zeiten. Diese unterschiedlichen Ausgangslagen führen zu jeweils unterschiedlichen Reflexionsprozessen: während früher darüber nachgedacht wurde, warum ein Kind zu einem bestimmten Zeitpunkt *ungünstig* wäre, stehen nunmehr die Fragen im Vordergrund, ob, wann und warum, man sich ein Kind wünscht (Schenk, 2002).

Grundsätzlich ist die Thematik „Kinderwunsch“ sehr komplex und facettenreich. Eine Vielzahl von Einflussfaktoren kommen hierbei zum Tragen: gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Erwartungen, Erfahrungen mit der eigenen Herkunftsfamilie, Art und Qualität der Partnerbeziehung, aber auch Persönlichkeitsmerkmale und individuelle Vorstellungen über die eigene Lebensgestaltung. Nicht zuletzt spielen Überlegungen hinsichtlich einer „Kosten-Nutzen-Rechnung“ der Familiengründung eine Rolle. Dabei geht es nicht nur um *direkte* Kosten, d.h. die für Kinder tatsächlich anfallenden Ausgaben, sondern auch um die durch Kinder entstehenden *indirekten* Kosten. Darunter fallen v.a. Einkommensverluste, Verschlechterungen der eigenen Position am Arbeitsmarkt sowie verminderte sozialrechtliche Ansprüche (vgl. Guger et al., 2003). Die *indirekten* Kosten sind v.a. für Frauen eine bestimmende Größe, da primär Frauen von Veränderungen und Einschnitten in der gewohnten Lebensführung durch Kinder betroffen sind. Die meisten jungen Frauen ohne Kinder sind erwerbstätig und geraten mit der Geburt eines Kindes in das Spannungsfeld zwischen Familie und Beruf. Während sie sich zumindest in den ersten Jahren oftmals für eine Erwerbsaufgabe bzw. -reduktion entscheiden, setzen Männer ihre Erwerbsbiographie in der Regel ohne Brüche fort. Der Umstand, dass die durch Kinder entstehenden *indirekten* Kosten nahezu zur Gänze von den Müttern getragen werden, fließt vielfach in den Entscheidungsprozess für bzw. gegen (weitere) Kinder ein. Bei der Überlegung, welche „Kosten“ bzw. welcher „Nutzen“ mit der Entscheidung zur Familiengründung verbunden sind, scheinen im allgemeinen Kostenargumente im Bewusstsein stärker präsent zu sein als Nutzenargumente. Und zwar aufgrund der Tatsache, dass der Nutzen bzw. die Gründe für Kinder meist eher emotionaler Natur und daher relativ unpräzise sind, während Gründe gegen Kinder den Anschein von „Rationalität“ haben. In seiner methodologischen Auseinandersetzung zur Messung und Kausalität von Gründen für bzw. gegen Kinder beschreibt Bichlbauer dies folgendermaßen:

„[...] Gründe für Kinder beruhen auf eher unbestimmten Gefühlen, die man oft nur schwer verbalisieren kann. Gründe gegen Kinder bilden hingegen „handfeste“ und gleichsam objektive (subjektunabhängige) Argumente, über die man leichter spricht. Damit soll nicht behauptet werden, dass Gründe gegen Kinder „emotionslos“ sind. Aber man kann sicherlich über das Argument „Kinder gefährden den Lebensstandard“ sachlicher diskutieren als über „Kinder geben einem das Gefühl, gebraucht zu werden.“ (Bichlbauer, 2001).

Zu ähnlichen Befunden kommen auch diverse familienpsychologische Untersuchungen (vgl. dazu Nickel et al., 2001). Es wird aufgezeigt, dass Belastungen durch Kinder, also negative Werte, grundsätzlich konkreter benannt werden können als positive Werte. Unterschiede zeigen sich jedoch zwischen kinderlosen Paaren und Paaren, die bereits Kinder haben. Letz-

tere können aufgrund der gemachten Erfahrungen nicht nur die Belastungen, sondern auch die positiven Seiten der Elternschaft besser thematisieren.

Wie zu Beginn des Kapitels erläutert, hat die Zwei-Kind-Norm nicht nur realiter, sondern auch als Idealvorstellung in gewissem Maße ihre Gültigkeit verloren. Dies könnte in Anlehnung an die bisherigen Überlegungen ebenfalls als eine „Kosten-Nutzen-Rechnung“ von Paaren bezüglich der gewünschten Kinderzahl interpretiert werden. Gerade bei der Entscheidung für ein zweites Kind scheinen aber nicht vordergründig die durch Kinder entstehenden direkten Kosten ausschlaggebend zu sein, sondern vielmehr die indirekten Kosten. Da die indirekten Kosten primär an die mit der Betreuung von Kindern verbundenen Veränderungen in der Erwerbssituation gekoppelt sind und daher zu einem teilweisen Verlust der finanziellen und sozialrechtlichen Absicherung der Betreuungsperson führen können, stellt bereits die Entscheidung für ein zweites Kind ein Risiko dar. Ein Kind kann man auch mit Job noch irgendwie schaukeln, bei zwei Kindern wird es deutlich problematischer. Die Einhaltung der Ein-Kind-Norm kann daher auch als eine Strategie der Risikominimierung bei gleichzeitiger Erfüllung des prinzipiell gegebenen Kinderwunsches gesehen werden. In der Literatur wird in diesem Zusammenhang auch auf den sogenannten „Ein-Kind-Schock“ von Frauen verwiesen:

„[...] demzufolge die Geburt des ersten Kindes besonders für Frauen mit dem Erlebnis zahlreicher Restriktionen verbunden ist, die dazu führen können, dass sie weitere Kinderwünsche reduzieren oder ganz aufgeben. Allerdings ließen sich solche Auswirkungen vorwiegend bei jungen Müttern feststellen, die ihre Berufstätigkeit aufgeben mussten, außerdem wirkten sie sich nur kurzfristig auf den Kinderwunsch aus.“ (Nickel et al., 2001)

Insgesamt sind die Motive für den Kinderwunsch bei Frauen besser erforscht als bei Männern. Schenk (2002) beschäftigt sich ebenfalls mit frauenspezifischen Motiven für den Kinderwunsch und kommt zu dem Schluss, dass der Kinderwunsch für viele Frauen auch ein Ausstiegsszenario sein kann: Das Zurechtfinden in unseren gesellschaftlichen Strukturen bedingt ein männlich-individualisiertes Lebensmuster, an dem sich junge Frauen auch weitestgehend orientieren, solange sie keine Mütter sind. In dieser Lebensphase unterscheidet sich die weibliche Lebensgestaltung nur gering von der männlichen: Ausbildung und Erwerbstätigkeit sind die zentralen Merkmale. Frauen müssen sich – ebenso wie Männer – individuelle Ziele setzen, Entscheidungen treffen und ihr Leben planen. Vielfach geraten Frauen jedoch in ein Spannungsfeld zwischen diesen an der männlichen Biographie orientierten, normativen Vorgaben einerseits und ihren eigenen, weiblichen Lebensentwürfen andererseits. Auf der Suche nach gesellschaftlich abgesicherten Alternativen bietet sich die Familiengründung an: In der Mutterrolle werden all jene Muster – zumindest vorübergehend – außer Kraft gesetzt und durch die Verantwortung für ein Kind ersetzt. Die Übernahme der Mutterrolle bedingt gleichermaßen, dass der weiblichen Biographie ein hohes Sozialprestige zuteil wird. Für viele Frauen stellt die Entscheidung zum Kind daher eine Möglichkeit dar, für gewisse Zeit aus gesellschaftlichen Strukturen auszusteigen, die primär durch Leistungsdenken und Entscheidungszwänge geprägt sind.

„Sich ein Kind zu wünschen, bedeutet also für manche Frauen heute auch, den Zwängen der männlichen Biographie zu entrinnen, bei der Sinnsuche mit individueller Lebensplanung verknüpft ist, wenigstens vorübergehend die Last der Individualität abzuschütteln.[...] Mit dem Kind erhält die Frau einen Lebenssinn, der nicht immer wieder neu gesucht werden muss, sondern erst einmal fraglos selbstverständlich da ist.“ (Schenk, 2002).

Die familienpsychologische Forschung nähert sich der Frage, warum sich junge Paare Kinder wünschen oder sich dagegen entscheiden, u.a. mit dem sogenannten „Value of Children - Ansatz“ (vgl. Nickel et al., 2001). Danach lassen sich die Wertvorstellungen zu Kindern in zwei unterschiedliche Wertkonzepte differenzieren: dem emotionalen und dem funktionalen Wert von Kindern. Der emotionale Wert von Kindern lässt sich folgendermaßen charakterisieren: Kinder bringen Freude und bieten Chancen zur Erweiterung der eigenen Persönlichkeit, Kinder machen erst die Familie komplett o.ä. Die Beschreibung des funktionalen Wertkonzepts von Kindern beinhaltet folgende Aussagen: Kinder stabilisieren die Partnerbezie-

hung, Kinder stellen einen Schutz vor Einsamkeit im Alter dar, Kinder sind eine Altersvorsorge o.ä. Während der funktionale Wert von Kindern primär in früheren Gesellschaftsformen prägend in der Eltern-Kind-Beziehung war bzw. auch noch heutzutage in Ländern mit niedrigem Industrialisierungsgrad und Wohlstandsniveau ist, dominiert in unserer heutigen Gesellschaft eindeutig der emotionale Wert von Kindern.

Mit den Veränderungen in den Wertvorstellungen zu Kindern haben sich aber auch die normativen Erwartungen an Elternschaft verändert:

„Während generell von einer Abnahme der Bedeutung von Verpflichtungswerten ausgegangen werden kann, hat der Verpflichtungswert der „verantwortlichen Elternschaft“ an Bedeutung zugenommen. Je mehr Elternschaft zu einer Lebensentscheidung geworden ist oder zumindest sozial als solche gewertet wird, desto bedeutsamer wurde die Norm, dass man zu den Konsequenzen seiner Entscheidung zu stehen hat [...]“ (Zartler et al., 2000).

Dieser gesellschaftliche Normenwandel - unterstützt durch ein breites Spektrum psychologischen und pädagogischen Wissens über Kindheit und Elternschaft - kann jedoch auch dazu führen, dass Eltern überzogene Ansprüche an ihre eigene Elternschaft haben, die nicht selten zu Überforderung und Verunsicherung führen bzw. der Realisierung des Kinderwunsches entgegenstehen.

2.2 Kinderwunsch bei gleichgeschlechtlichen Paaren

Die gesamte Diskussion und Fragestellung des Kinderwunsches bei gleichgeschlechtlichen Paaren muss auf einem sehr spezifischen gesellschaftlichen und rechtlichen Hintergrund geführt werden. Neben der noch immer in vielen Bereichen nicht vorhandenen gesellschaftlichen Akzeptanz von homosexuell orientierten Menschen und gleichgeschlechtlichen Paaren besteht in diesem Bereich eine besondere rechtliche Situation. In Österreich gibt es nach wie vor keine rechtliche Möglichkeit für gleichgeschlechtliche Paare, ihre Lebensform legalisieren zu lassen. Die meisten Europäischen Länder bieten mittlerweile eine Form der „registrierten Partnerschaft“ für gleichgeschlechtliche Paare an. In Österreich wird diese Möglichkeit zur Zeit eher „halbherzig“ diskutiert. Die Frage nach Kindern in gleichgeschlechtlichen Beziehungen ist gesondert zu betrachten. Die meisten Formen von registrierten Partnerschaften beinhalten Regelungen bezüglich des Namens-, Güter-, Erb- und Wohnungsmietrechts sowie Regelungen im Arbeits- und Sozialrecht und bei der Erb- und Schenkungssteuer (vgl. *Dopffel*, 2000). Kindschaftsrechtliche Ehwirkungen sind aus den meisten Formen der registrierten Partnerschaften ausgenommen. Auch in den oft zum Vorbild genommenen nordischen Staaten waren kindschaftsrechtliche Regelungen bisher nicht in den Regelungen der registrierten Partnerschaft eingeschlossen. Schweden hat dies im letzten Jahr verändert und die Möglichkeit für eine gleichgeschlechtliche Elternschaft geschaffen. In Österreich ist dies zur Zeit nicht möglich.

Bei der vorliegenden Studie muss uns also bewusst sein, dass wir mit einer Fragestellung an gleichgeschlechtliche Paare herangetreten sind, die diese Paare mit einem Wunsch konfrontiert, der für sie nicht leicht zu realisieren ist. Weiters ist zu bedenken, dass viele homosexuell orientierte Menschen sich mit dem Wunsch bzw. der Frage nach einem eigenen Kind sehr früh abgefunden haben. Einerseits aufgrund von fehlenden rechtlichen und auch gesellschaftlichen Bedingungen und andererseits, weil sie rein physiologisch als Paar kein Kind bekommen können. Die gesamten Entwicklungen im reproduktionsmedizinischen Bereich eröffnen nicht nur gesamtgesellschaftlich neue Möglichkeiten zur Fortpflanzung und geben Anlass für neue und äußerst komplexe ethische Diskussionen, sondern eröffnen auch neue Möglichkeiten der gleichgeschlechtlichen Elternschaft (vgl. z.B. *Amendt*, 2002).

Ein Faktum ist allerdings, dass gleichgeschlechtliche Elternschaft in unserer Gesellschaft existiert. Es gibt bereits schwule Väter und lesbische Mütter. Zahlen darüber, wie viele Lesben und Schwule Kinder haben und wie viele mit ihren Kindern zusammenleben, existieren kaum und stellen zumeist Schätzungen dar. Fthenakis bezieht sich in seinen Angaben auf Schätzungen für die USA. Geschätzt wird dort, dass etwa 1-3 Millionen schwule Väter mit 2-

4 Millionen Kindern und ca. 1-5 Millionen lesbische Mütter mit 4-10 Millionen Kindern leben (vgl. *Fthenakis*, 2000). Für den deutschsprachigen Raum liegen keine genauen Angaben vor. *Lähnemann* überträgt die amerikanischen Schätzungen auf die Situation der Bundesrepublik Deutschland. Sie spricht von einem Drittel aller Lesben und einem Fünftel aller Schwulen, die Kinder haben (vgl. *Lähnemann*, 1996; *Baas*, 2000; *Heimlich*, 2001). In Zahlen würde dies ca. 1-2 Millionen homosexuelle Eltern bedeuten (*Fthenakis*, 2002). Für Österreich liegen keine Schätzungen vor. Alle Autoren verweisen darauf, dass bisher der größte Teil der Kinder von Schwulen und Lesben aus vorherigen heterosexuellen Beziehungen stammt. Wie sich dies angesichts der gesellschaftlichen Diskussionen und der neuen reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten weiterentwickelt, wird zu beobachten sein.

Die wohl zentralste Frage in der Diskussion um das Thema gleichgeschlechtliche Elternschaft, ist die Frage nach dem Kindeswohl. Kaum ein anderer Bereich im Thema Homosexualität zeigt moralische und ideologische Grundhaltungen und Einstellungen so deutlich bzw. polarisiert so stark wie diese Frage. Die gleichgeschlechtliche Elternschaft spricht eine komplexe Vorurteilsstruktur an und erscheint als eine Bedrohung der familiären Werte und wird deswegen noch erheblich mehr abgelehnt als die Homosexualität selbst (vgl. *Amendt*, 2002, *Heimlich* 2001). Vorurteile und Mythen machen sich hier besonders breit. Forschungsergebnisse, vor allem im deutschsprachigen Raum, sind rar. Der Fokus in der Diskussion um gleichgeschlechtliche Paare und Kinder, die bei ihnen aufwachsen, liegt auf der Gefährdung des Kindeswohl. Sind Kinder in ihrer gesamten Entwicklung bei schwulen und lesbischen Paaren gefährdet? Um diese Frage beantworten zu können, ist es erst einmal nötig, sich mit den vorherrschenden Mythen und Vorurteilen zu diesem Thema auseinander zu setzen. In der Diskussion über die Gefährdung von Kindern bei gleichgeschlechtlichen Paaren tauchen immer wieder Bedenken und Fragen in folgenden Bereichen auf (vgl. *Baas*, 2001; *Fthenakis*, 2000; *Heimlich*, 2001; *Lähnemann*, 1996; *Lüscher*, 2002):

- a) Kinder in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften haben Probleme in der Ausbildung ihrer *Geschlechtsidentität* und ihrer *Geschlechtsrollenentwicklung*. Es wird befürchtet, dass Mädchen bzw. Jungen nicht ihre Identität als Mädchen bzw. Jungen finden. D.h. sie werden somit keine „richtigen Mädchen“ und keine „richtigen Jungen“. Diese Befürchtung basiert oft auf einem empirisch widerlegten Gedankenmodell – nämlich der Annahme, dass gleichgeschlechtliche Paare eine komplementäre Rollenverteilung in ihrer Beziehung leben, z.B. bei schwulen Paaren gibt es immer einen Mann, der die weibliche und einen, der die männliche Rolle übernimmt. (vgl. *Baas*, 2000; *Lautmann*, 1993)
- b) Kinder in gleichgeschlechtlichen Beziehungen sind in einer größeren Gefahr *sexuell missbraucht* zu werden. Vor allem schwulen Vätern und deren Partnern gegenüber besteht dieses Vorurteil. Ein wichtiger Aspekt, der zur Entstehung und zur Aufrechterhaltung dieses Mythos führt, ist die Vermischung von homosexueller Orientierung mit Pädophilie. Jedem schwulen Mann wird automatisch ein sexuelles Interesse an Kindern unterstellt. Allerdings ist die Pädophilie von der sexuellen Orientierung zu unterscheiden. Sie besteht in sexuellen Handlungen mit einem präpubertären Kind – in der Regel 13 Jahre und jünger (vgl. DSM IV).
- c) Kinder von homosexuellen Eltern werden selbst homosexuell.
- d) Kinder, die in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften leben, werden diskriminiert und stigmatisiert.

Zusammenfassend und gleichzeitig als Antwort in Bezug auf die beschriebenen Vorurteile und Mythen kann gesagt werden: Es gibt keinen signifikanten Unterschied in der Entwicklung

von Kindern, die bei homosexuellen oder heterosexuellen Eltern aufwachsen. (vgl. Bass, 2000; Fthenakis, 2000; Lähnemann, 2000; Lähnemann, 1996; Lüscher, 2002).

Die unterschiedlichen AutorInnen diskutieren etliche Studien, vor allem aus englischsprachigen Ländern, die in einer Vielzahl von unterschiedlichen Fragestellungen die oben angeführten Vorurteile und Mythen widerlegen. Mit ganz unterschiedlichen Fragestellungen wurde versucht, die Gefährdung von Kindern bei gleichgeschlechtlichen Paaren zu untersuchen, z.B. Welche Spielmaterialien bieten lesbische Mütter ihren Kindern an (geschlechtstypische oder nicht)? Sind Kinder gleichgeschlechtlicher Eltern eher homosexuell orientiert? Welche Kleidung bevorzugen Kinder? Wie gestalten sich die ersten gegengeschlechtlichen Beziehungen der Kinder? Wie geht es den Kindern mit ihren homosexuellen Eltern? (vgl. Fthenakis, 2000).

Von allen beschriebenen Vorurteilen zeigt sich nur bei der sozialen Stigmatisierung, dass Kinder bei gleichgeschlechtlichen Eltern einer gewissen Form der sozialen Stigmatisierung durch Peers unterliegen. Etliche AutorInnen verweisen jedoch auf die Tatsache, dass auch Kinder aus Scheidungsfamilien oder aus Familien mit einem Kind mit besonderen Bedürfnissen gewissen Stigmatisierungen aus der Gruppe der Peers unterliegen (vgl. Fthenakis, 2000). Kämper verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass die Ungleichbehandlung der gleichgeschlechtlichen Eltern auch die Ungleichbehandlung der Kinder zur Folge hat (vgl. Kämper, 2003).

Etliche AutorInnen thematisieren auch zusätzliche Chancen und Entwicklungsmöglichkeiten des Kindes, bei einem gleichgeschlechtlichen Paar aufzuwachsen. Diese haben den Kindern meist ein breiteres Spektrum von männlichem und weiblichem Rollenverhalten anzubieten, fördern deutlich weniger traditionelle Klischees und geschlechtsspezifisches Verhalten sowie weisen sich oft durch mehr Toleranz und Einfühlungsvermögen (sicherlich aufgrund ihrer eigenen Biografie) aus. (vgl. Fthenakis, 2002; Lähnemann, 1996; Rauchfleisch, 1997; Rauchfleisch 2002)

Neben den positiven Aspekten für Kinder in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften, zeigen sich diese auch in der Paardynamik:

„In diesem Zusammenhang möchte ich auf eine Studie aus England hinweisen. Gillian Dunne, Sozialwissenschaftlerin an der London School of Economics, untersuchte 37 lesbische Familien mit Kindern. Das wichtigste Ergebnis ihrer Untersuchung besteht darin, dass in diesen Familienarrangements Hausarbeit, Kinderbetreuung und -erziehung sowie Erwerbsarbeit gleichmäßiger und egalitärer auf die Erwachsenen verteilt ist als dies in heterosexuellen Partnerschaften mit Kindern der Fall ist. Das bedeutet, dass in lesbischen Familien beide Frauen mehr Zeit mit den Kindern verbringen können, da erstens die Hausarbeit geteilt wird und zweitens beide in Teilzeit arbeiten. Und so überrascht ein weiteres Ergebnis nicht sonderlich: Die nicht-biologischen Mütter in lesbischen Familienarrangements verbringen im Durchschnitt mehr Zeit mit den Kindern als der männliche heterosexuelle Lebenspartner in vergleichbaren heterosexuellen Settings.“ (Gerlach, 2000).

Andere Studien berichten ebenfalls, dass gleichgeschlechtliche Paare über eine ausgewogenere Aufteilung sowohl bei den haushaltsbezogenen als auch bei den kindbezogenen Aufgaben verfügen. Sie berichten auch über eine höhere Paarzufriedenheit besonders im Hinblick auf die Kinderbetreuung und die eigene Partnerschaft (vgl. Fthenakis, 2000).

„Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass homosexuelle Familien viel Stärke und Resilienz beweisen. Durch ihre Existenz fordern sie die angenommene Normalität traditioneller Geschlechtsrollen heraus. Sie verweisen auf neue Wege des familialen Zusammenlebens und auf eine differenziertere Sichtweise, kindliche Entwicklungsaspekte zu verstehen. Damit fordern sie Wissenschaftler dazu auf, vorurteilsfrei die Definition von familialen Prozessen und Strukturen zu präzisieren und zu erweitern.“ (Fthenakis, 2002)

Kinder bei gleichgeschlechtlichen Elternteile entwickeln also eine Geschlechtsrollenidentität, die ihrem biologischen Geschlecht entspricht. Sie sind nicht häufiger homosexuell orientiert als die Kinder von heterosexuellen Paaren. Ihre psychische Entwicklung verläuft altersge-

mäß und wie bei anderen Kindern. Wie andere Kinder in bestimmten Kontexten, erleben auch sie gewisse Formen der sozialen Stigmatisierung durch die Gruppe der Peers - haben allerdings aber auch die Möglichkeit, Bewältigungsstrategien dafür zu entwickeln und sollten durch die verschiedenen Erziehungsinstanzen dabei möglichst unterstützt werden. (vgl. *Fthenakis*, 2000; *Lähnemann*, 1996)

Trotz der positiven Ergebnisse geben einige AutorInnen ein paar Aspekte bei der Vielzahl der Studienergebnisse zu bedenken. So resümiert z.B. *Fthenakis*:

„Fehlende Forschung aus dem deutschsprachigen Raum reflektiert ein allgemeines Desinteresse an familiensoziologischen und –psychologischen Fragestellungen einerseits und eine reservierte Haltung gegenüber Randgruppen andererseits. Die ausländische Literatur mahnt zur Vorsicht, um nicht vorschnell und vorurteilsvoll über gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften und deren Auswirkungen auf die Entwicklung des Kindes zu urteilen. Andererseits muss angemerkt werden, dass die hier vorgestellten Arbeiten nicht frei von theoretischen und methodischen Problemen sind.“ (*Fthenakis*, 2000, S. 388)

Fthenakis bemängelt vor allem die kleinen und hoch selektiven Stichproben dieser Untersuchungen und fordert Längsschnittstudien, die es erlauben, diese Fragestellungen verlässlicher zu beantworten.

Bei all diesen Studien zur Frage der Gefährdung des Kindeswohls wird allerdings meist die ganz spezifische und biografische Situation der Kinder und ihrer Eltern ausgelassen. Viele der untersuchten Paare haben eine komplexe Familiendynamik als Hintergrund. Oft sind Kinder und Eltern durch eine Scheidung gegangen und Kinder haben den Coming Out - Prozess ihres Vaters oder ihrer Mutter miterlebt. Dieser Tatsache wird in den Untersuchungen auch wenig Beachtung geschenkt (vgl. *Fthenakis*, 2000).

Amendt kritisiert generell den Wunsch der homosexuellen Fortpflanzung. In einem kürzlich erschienenen Artikel schließt er seinen Beitrag folgendermaßen ab:

„Es geht hier darum, ob eine Gesellschaft das Fortpflanzungsbegehren einer Minorität von Homosexuellen unterstützt oder ob sie sie auffordert, Leid und Verzicht zu akzeptieren, die ihrem Lebensschicksal innewohnen, und die Parodie der Papa-Mama-Familie sein zu lassen. Es geht um das gattungsethische Selbstverständnis [...] Eben weil die kinderbegehrenden Homosexuellen die Welt nach ihren Wünschen technisch modellieren wollen, ja weil sie Schöpfer spielen wollen, statt am Diskurs über das gattungsethische Selbstverständnis teilzunehmen, muss die Gesellschaft diesen Ethikdiskurs führen. Es muss einen daraus entspringenden normativen Imperativ geben, der homosexuelle Fortpflanzung aus Interesse am Wohl der Kinder und der Kultur ablehnt und die technische Phantasie homosexueller Fortpflanzung als aggressive Parodie kritisiert und bündigt.“ (*Amendt*, 2002, S.172-173)

Amendt verweist auf einen sicherlich nötigen ethischen Diskurs über die neuen reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten im Generellen. Jedoch zeigt er in seinem vorliegenden Artikel auch eine Menge an Aggression und fehlender Abgrenzung unterschiedlicher Themenbereiche, wie z.B. der Pädophilie, der sexuellen Gewalt und der Homosexualität als eine mögliche Form der sexuellen Orientierung.

Lähnemann bringt ihre Kritik an den vorliegenden Forschungsergebnisse aus einer ganz anderen Richtung an:

„So beruhigend die Ergebnisse über die Entwicklung der Geschlechtsrollenidentität und der sexuellen Orientierung der Kinder für viele Leser/innen sein mögen, möchten wir doch hier die Feststellung an sich einmal kritisch beleuchten: Es wird festgestellt, dass auch Kinder von Lesben und Schwulen ‚richtige Mädchen‘ und ‚richtige Jungen‘ werden, und dies wird an einem eher traditionellen geschlechtsspezifischen Rollen- und Spielverhalten gemessen. Ebenso wird mit Erleichterung festgestellt, dass diese Kinder einen ‚normale‘ heterosexuelle Orientierung entwickeln. Diese Herangehensweise lässt die Rückschlüsse darauf zu, dass

die Gesellschaft, hier verkörpert durch die sozialpsychologische Forschung, nach wie vor Mädchen und Jungen, die ‚aus der Rolle fallen‘, als abweichend betrachtet und sanktioniert, und dass es sicher noch ein weiter Weg ist, bis Mädchen und Jungen darin akzeptiert und gefördert werden, ihre weiblichen und männlichen Persönlichkeitsanteile gleichermaßen zu entwickeln, und bis die homosexuelle Orientierung eines/einer Jugendlichen genauso wie die heterosexuellen als ein wichtiger Teil seiner/ihrer Persönlichkeit geschätzt und gefördert wird.“ (Lähnemann, 1996, S. 25+26)

Die Frage nun, welche Gründe und Motivationen in der Entscheidung für ein Kind bzw. für ein weiteres Kinde zum Tragen kommen, kann aus der vorliegenden deutschen Literatur nicht beantwortet werden. Leider weist die sozialwissenschaftliche Forschung auch auf diesem Gebiet erhebliche Lücken auf. In unserer Gesellschaft ist die heterosexuelle Elternschaft tief verwurzelt und Homosexualität wird üblicherweise mit Kinderlosigkeit gleichgesetzt. In der vorliegenden Literatur wird zwar davon ausgegangen, dass es gleichgeschlechtliche Elternschaft gibt, aber über die Motive und Gründe für den Übergang zur Elternschaft ist nichts bekannt. Im heterosexuellen Bereich ist der Übergang zur Elternschaft ausführlich beforscht und diskutiert, bei gleichgeschlechtlichen Paaren liegen und allerdings keine Ergebnisse vor, auch wenn sie von ähnlichen Fragestellungen betroffen sind (vgl. *Fthenakis, 2002*). Für schwule Väter beschreibt *Fthenakis* folgende Forschungsdefizite – die Forschung beantwortet diese Fragen auch nicht für lesbische Mütter:

- *„Welche Faktoren beeinflussen homosexuelle Männer beim Schritt in die Elternschaft?“*
- *„Wie beeinflusst die Elternschaft homosexuelle Väter und welche Gemeinsamkeiten/Unterschiede lassen sich dabei im Vergleich mit heterosexuellen Paaren aufzeigen?“*
- *„Welche speziellen Unterstützungsangebote gibt es für homosexuelle Väter und inwiefern helfen sie diesen?“*
- *„Welche Elemente müsste ein soziales bzw. gesellschaftliches Klima aufweisen, das sich als förderlich für homosexuelle oder lesbische Paare und deren Kinder erweisen?“ (Fthenakis, 2002)*

Eine der wenigen Untersuchungen unter gleichgeschlechtlichen Paaren über die Motive des Kinderwunsches legt *Starke* für schwule Männer aus der ehemaligen DDR vor. In seinen Daten sprechen ca. ein Drittel der befragten schwulen Männer davon, dass Kinder bedeutsam für ihr eigenes Lebensglück wären.

„Es steht außer Zweifel, dass ein Kind für viele Homosexuelle sehr wichtig wäre. Der Kinderwunsch würde sich rasch verstärken, wenn er eine Realisierungschance hätte. Dazu gehört eine Liberalisierung des Adoptionsrechts, vor allem aber die rechtliche und normative Gleichstellung Homosexueller als Väter.“ (Starke, 1994, S. 367)

Auch *Dannecker* bestätigt aus seiner klinischen und sexualberaterischen Erfahrung den vorhandenen Kinderwunsch von gleichgeschlechtlich liebenden Menschen (vgl. *Dannecker, 2000*).

„Man kann daraus ableiten, dass Befürchtungen hinsichtlich des Wohlergehens und der Entwicklung von Kindern in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften nicht angebracht sind, umgekehrt es jedoch beim jetzigen Stand der Erkenntnisse auch keine Gründe gibt, spezifische Formen der Familiengründung gleichgeschlechtlicher Paare generell zu fördern. Ganz offensichtlich bestehen Differenzen, die zu akzeptieren nicht notwendigerweise eine Diskriminierung im rechtlichen Sinne des Begriffes bedeutet.“ (Lüscher, 2002)

3 Die Studie: Über den Wunsch, ein Kind zu bekommen

Das folgende Kapitel widmet sich der Darstellung der Studienergebnisse aus dem Forschungsprojekt „*Family Impact Monitor Programme*“, das von der Europäischen Union teilfinanziert wurde. Dabei handelt es sich um eine internationale Forschungskoooperation, an der folgende acht europäische Länder teilgenommen haben: Belgien, Deutschland, Holland, Irland, Großbritannien, Österreich, Spanien und Schweden. Die gesamte Projektkoordination oblag dem *Netherlands Family Council* (NGR) in Den Haag, die Durchführung und das Projektmanagement in Österreich wurde vom *Österreichischen Institut für Familienforschung* (ÖIF) übernommen. Das Projekt wurde in den Jahren 2000 bis 2002 durchgeführt und mit einem Projektbericht im Sommer 2002 an die Europäische Union abgeschlossen.

3.1 Vorbemerkung zur Studie in Österreich

Die folgenden Ausführungen beziehen sich ausschließlich auf die österreichischen Ergebnisse. Spezifikum der österreichischen Vorgehensweise war, dass die ursprüngliche Stichprobe um homosexuelle Paare erweitert wurde. Damit wurde der – gerade auch in der Forschung vorherrschenden - impliziten Annahme begegnet, dass es sich bei Partnerschaften generell um Partnerschaften zwischen heterosexuellen Menschen handeln muss. Wie schon an anderer Stelle erläutert, trägt diese Annahme der gesellschaftlichen Realität von heutigen Lebensformen keineswegs Rechnung.

3.2 Studiendesign

Die Entscheidung für oder gegen Kinder hängt von einer Fülle von Faktoren ab (siehe Kapitel 2). Neben individuellen und auf der Partnerschaftsebene angesiedelten Motiven gibt es eine Reihe von anderen zentralen Merkmalen: die soziale Umwelt, d.h. der Einfluss von Eltern, Freunden etc., die finanziellen und materiellen Voraussetzungen, die Beschäftigungssituation, die verfügbaren Kinderbetreuungsmöglichkeiten etc. Die umfassende, wissenschaftliche Beschreibung und Erklärung all jener Faktoren und deren Zusammenhänge erfordert eine ausdifferenzierte Modellbildung sowie sehr komplexe Analysemethoden.

Davon ausgehend sollte für die vorliegende Studie ein neuer Ansatz getestet werden. Der Grundgedanke dabei ist, dass ebendiese Zusammenhänge und die Wichtigkeit der diversen Einflussfaktoren von den Paaren selbst in einem wechselseitigen Diskussions- und Interaktionsprozess, d.h. also in der Auseinandersetzung mit dem Partner, vermittelt werden. Aus der Untersuchung der Interaktion der Partner lassen sich wichtige Schlüsse ziehen, die bei Anwendung einer alltäglichen Erhebungsmethodik - wenn überhaupt - nur begrenzt feststellbar wären (vgl. *Akkerboom*, 2000).

Im Folgenden werden nun die Eckpfeiler des Studiendesigns dargestellt, d.h. wir konkretisieren die uns leitenden Forschungsfragen und beschreiben die Stichprobe sowie das methodische Vorgehen.

Forschungsfragen

- 1) Wie und mit welchen Argumenten diskutieren Paare über ihren Kinderwunsch?
- 2) Gibt es in homosexuellen Beziehungen einen Kinderwunsch?
- 3) Diskutieren heterosexuelle Paare anders als homosexuelle Paare...
 - hinsichtlich der Gründe, die für oder gegen ein Kind angeführt werden?
 - hinsichtlich der Paardynamik?

Auswahl und Rekrutierung der InterviewpartnerInnen

Die Stichproben-Auswahl erfolgte mittels Schneeball-System, wobei die primären Kriterien für die InterviewpartnerInnen folgende waren:

- a) die Personen mussten in einer Lebensgemeinschaft leben (= Paare)
- b) zumindest einer der Partner musste einen Kinderwunsch haben bzw. musste der Kinderwunsch in der Partnerschaft diskutiert worden sein.

Wenngleich kein Quotenschema im eigentlichen Sinn zur Anwendung kam, so wurden zur Vermeidung von Ergebnissen mit einem starken bias die Kinderzahl, die Ausbildung sowie die Erwerbssituation des Paares als Stratifizierungsvariablen herangezogen. Der Erstkontakt erfolgte telefonisch und beinhaltete eine mündliche Information über den Sponsor, die Ziele und den Inhalt der Studie.

Stichprobe

Die Stichprobe setzt sich aus insgesamt 29 hetero- und homosexuellen Paaren zusammen. Die teils geringen Fallzahlen – speziell von homosexuellen Interviewpartnern mit Kindern, aber auch von heterosexuellen Paaren ohne Kindern, die einen Kinderwunsch haben – machen den explorativen Charakter der Studie deutlich. Es geht nicht darum, repräsentative Aussagen treffen zu können, sondern einen Einblick in die Motivationsstruktur und die Dynamik des Entscheidungsprozesses zwischen Lebenspartnern zu bekommen.

Eine detaillierte Beschreibung der Stichprobe ist der anschließenden Tabelle zu entnehmen.

	mit Kindern	ohne Kinder	total
heterosexuelle Paare	16	4	20
homosexuelle Paare	1 ¹	8	9
total	17	12	29

Methodisches Vorgehen

Die vorliegende Studie verfolgte neben der inhaltlichen Fragestellung auch ein methodisches Ziel. Wie nämlich die im Rahmen des Projektes beauftragte Validierungsstudie des Statistischen Amtes in den Niederlanden (CBS) bestätigte, können sich in der Befragung von Paaren Unterschiede im Antwortverhalten der PartnerInnen ergeben, je nachdem, ob sie einzeln oder gemeinsam befragt werden. PartnerInnen, die zunächst in Einzelinterviews befragt wurden, modifizierten ihre Antwortmuster im gemeinsamen Interview, d.h. in der Debatte mit dem anderen Partner. Daher greifen viele der gängigen – primär auf Einzel-Befragungen basierenden - Studiendesigns zur Erklärung von Lebensentscheidungen in Partnerschaften zu kurz. Der entscheidende Faktor, zu einer endgültigen Entscheidung zu gelangen, scheint also die Interaktion des Paares zu sein. Ziel war daher die Entwicklung eines Instruments zur Beurteilung des Einflusses der *Interaktion* zwischen den PartnerInnen. Und ebendiese Partner-Interaktion steht im Zentrum des für die gegenständliche Studie gewählten methodischen Ansatzes des Duo-Interviews.

Interviewtechnik

Die Methode des Duo-Interviews besteht aus insgesamt vier Schritten und lässt sich in einen strukturierten (Schritte 1 - 3) und einen unstrukturierten Teil (Schritt 4) gliedern. Im strukturierten Teil füllt der eine Partner den Fragebogen (Schritt 3) aus, während der anderen inter-

¹ Aufgrund der rechtlichen Situation von homosexuellen Paaren in Österreich ist es sehr schwierig, eine entsprechende Anzahl von lesbischen und schwulen Paaren zu rekrutieren, die mit Kindern leben und den Wunsch für ein weiteres Kind diskutieren. Meist sind die in homosexuellen Partnerschaften lebenden Kinder aus einer vorhergehenden heterosexuellen Beziehung mit in die neue Partnerschaft gebracht.

viewt wird (Schritt 2) – und vice versa. Dann geht man zum unstrukturierten Teil (Schritt 4) über.

1. *Einleitender strukturierter Teil*

Vor Beginn des eigentlichen Interviews wurden von jedem Partner getrennt einige grundsätzliche Daten erhoben (Name, Wohnort, Alter, Anzahl und Alter der Kinder, Wichtigkeit des Kinderwunsches und unbezahlte sowie bezahlte Hilfe bei Haushaltsführung und Kinderbetreuung).

2. *Strukturiertes Face-to-Face Interview mit beiden Partnern getrennt*

Im Face-to-Face Interview werden günstige und ungünstige, allgemeine Einschätzungen im Zusammenhang mit Kindern thematisiert. Dabei geht es um Auswirkungen von Kindern auf die eigene Gesundheit, das seelische Befinden, die Freizeitgestaltung, die Arbeitsaufteilung zwischen den Partnern, die Beziehungszufriedenheit, das Zusammengehörigkeitsgefühl, die finanzielle und berufliche Situation, das Wohlbefinden von bereits vorhandenen Kindern sowie soziale Kontakte.

3. *Strukturierter Selbstausfüll-Fragebogen mit beiden Partnern getrennt*

Auch hier sind die unterschiedlichen Aspekte bei der Entscheidung für oder gegen ein Kind Gegenstand der Befragung – allerdings aus einem persönlicheren Blickwinkel als beim Face-to-Face Interview. Es soll sowohl eine persönliche Einschätzung des bisherigen Diskussionsprozesses über den Kinderwunsch vorgenommen werden (z.B. wie oft diskutiert, Initiative für Diskussion) als auch über die Einschätzung der Auswirkungen von (weiteren) Kindern auf die persönliche Situation (z.B. die Wohn-, Arbeits- und Einkommenssituation, die konkrete Arbeitsteilung zwischen den Partnern, die Beziehungsqualität, den Freundeskreis).

4. *Unstrukturiertes Interaktions-Interview mit beiden Partnern gemeinsam*

Ziel dieses Interviewteiles ist es, die *Diskussion* der beiden Partner anzuregen. Folgende Fragen dienen dabei als Hilfsmittel:

- Wenn Sie nun beide ganz konkret über ihre Diskussionen nachdenken, die sie gemeinsam zu diesem Thema geführt haben, was waren da die ausschlaggebenden Diskussionspunkte für oder gegen ein weiteres Kind?
- Wer bestimmte die Entscheidung für ein Kind am meisten?
- Beim Durchsehen der Einzelinterviews ist mir aufgefallen, dass Sie sich in folgenden Punkten [...] unterscheiden. Was könnten die Gründe für Ihre unterschiedlichen Bewertungen gewesen sein?
- Gibt es noch einen Punkt, den Sie gerne ansprechen möchten, der bisher noch nicht erwähnt wurde?

Auswertungsverfahren

Alle Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Die Transkripte stellten die Grundlage der inhaltsanalytischen Auswertung dar. Dabei wurde themenzentriert in Anlehnung an die Methode nach *Mayring* (siehe *Lamnek*, 1995) vorgegangen. Anhand der vorliegenden Texte wurde ein Codierschema entwickelt, wonach die Zuordnung der einzelnen Aussagen zu Themenbereichen sowie die inhaltliche Interpretation der Textstellen erfolgte. Zur Veranschaulichung der Ergebnisse werden in den jeweiligen Abschnitten einzelne Interviewpassagen in den Text eingearbeitet.

4 Erste Ergebnisse der Studie

Die im Anschluss vorgestellten Ergebnisse spiegeln den explorativen Charakter der Studie wieder. Es ging darum – speziell im Vergleich zwischen hetero- und homosexuellen Paaren - grundlegende Tendenzen aufzuzeigen. Aufgrund der geringen Fallzahl der homosexuellen Stichprobe generell, aber auch der heterosexuellen Interviewpartner *ohne* Kinder, sind auf Repräsentativität abzielende Aussagen nicht möglich.

4.1 Paare mit Kindern und Paare ohne Kinder

Bei den folgenden Ergebnissen spielt die sexuelle Orientierung der Paare keine Rolle, es geht primär um die Unterscheidung von Paaren, die bereits Erfahrungen mit der Elternschaft haben und jenen, die noch keinen Erfahrungshintergrund besitzen. Aufgrund der kleinen Stichprobe von gleichgeschlechtlichen Paaren mit Kindern, beziehen sich die Ergebnisse vor allem auf heterosexuelle Paare mit Kindern – wobei davon ausgegangen werden kann, dass sich dieses Muster auch auf gleichgeschlechtliche Paare übertragen lässt.

Ergebnis 1:

Paare ohne Kinder diskutieren den Kinderwunsch anders als Paare mit Kindern.

Bei der Analyse der gesamten Interviews wurde sehr schnell deutlich, dass Paare ohne Kinder den möglichen Kinderwunsch ganz anders diskutieren, als Paare, die bereits ihren Kinderwunsch realisiert haben und über ein weiteres Kind diskutieren.

Paare ohne Kinder diskutieren in der Regel ohne Erfahrungshintergrund und sind dadurch in ihren Diskussionen idealistischer und weniger kontroversiell als Paare mit Kindern. Überwiegend gehen sie davon aus, dass Kinder zu einer Partnerschaft / Familie gehören. Die Paarebene spielt beim Übergang zur Elternschaft noch eine stärkere Rolle als bei der Entscheidung für ein weiteres Kind. Paare ohne Kinder sehen das Kind oft als Bindeglied für ihre Partnerschaft.

Paare mit Kindern stellen dagegen bei der Frage nach einem weiteren Kind nicht so schnell eine Einigkeit her. Häufig stellt sich dabei auch ein Partner / eine Partnerin als bremsend heraus – in den meisten Fällen ist dies der Mann.

„ ... wenn das jetzt schon so schwierig ist mit einem Kind, wie wird es dann erst mit einem zweiten sein. ... Ich war früher gewohnt, dass ich mich nach der Arbeit für eine Stunde oder halbe auf das Sofa gelegt habe, um einen klaren Kopf zu bekommen. Und das war vor allem in der ersten Zeit sehr gewöhnungsbedürftig, dann habe ich mich auch gefragt, wie schaut das dann mit einem zweiten Kind aus. ... Aber ich denke mir, man wächst auch in diese Rolle hinein. ... Sie hat mir am Ende gesagt, ich muß mich entscheiden, entweder ein zweites Kind oder sie geht zurück (Frau kommt aus Spanien). Ich hätte ja auch auf stur schalten können und sagen: ok, wenn es so ist, dann geh zurück. Aber ich habe mir dann überlegt, was mir dann wirklich mehr wert ist.“ Interview 5, Frau/Mann, Mann

Ergebnis 2:

Paare ohne Kinder diskutieren vielmehr den „richtigen Zeitpunkt“ als die Frage „ob überhaupt“ ein Kind.

Paare ohne Kinder diskutieren, wie bereits erwähnt, den Kinderwunsch idealistischer als Paare, die bereits ein Kind haben. Sowohl Frauen als auch Männer argumentieren sehr gefühlsbetont. Kinder werden als wichtiger Wert im Leben und als persönliche Bereicherung gesehen. Daher steht weniger die Frage nach dem *ob überhaupt* als nach dem *wann* im Mittelpunkt der Diskussionen. Bezüglich des idealen Zeitpunktes für die Familiengründung existieren ebenfalls sehr idealistische Vorstellungen. Zum einen müssen die Rahmenbedingungen passen, wobei hier sowohl finanzielle und materielle Gegebenheiten als auch auf die Karriere, die eigene Persönlichkeit o.ä. abzielende Grundvoraussetzungen gemeint sind. Zum anderen ist es jenen Paaren aber auch wichtig, offene Fragen in der Partnerschaft bezüglich der zu leistenden Kinderbetreuung und der Vereinbarkeit von Familie und Erwerb zu klären. Solche Diskussionen können teilweise auch dazu führen, dass der Zeitpunkt als zu früh angesehen und der Kinderwunsch aufgeschoben wird. Wenn die Familiengründung nicht oder erst später realisiert wird, liegt dies daher nicht an der prinzipiell negativen Einstellung gegenüber Kindern, sondern an den als ungeeignet empfundenen Rahmenbedingungen für die Familiengründung.

„Über den Zeitpunkt haben wir schon geredet, so über die Jahre willst du - was ich so mitgekriegt habe - früher als ich, dass das Kind zur Welt kommt. ... Du hast einmal gesagt, 2 Jahre und für mich ist aber der Punkt vor 30 nicht, dann bist du aber über 30.“

Interview 8, Frau/Mann, Frau

„Also jetzt einmal in den nächsten drei Jahren nicht und dann das erste Kind und zwei Jahre später das zweite Kind.“

Interview 6, Frau/Frau, Frau 2

Sind bereits Kinder vorhanden, wird die Diskussion eindeutig realitätsbezogener. Jene Paare besitzen also gegenüber kinderlosen Frauen und Männern einen Wissensvorsprung und können sich eher vorstellen, was sie bei einem weiteren Kind erwartet. Daher sind ihre Argumente auch handfester und am familiären Lebensalltag orientiert. Es wird weniger der Zeitpunkt überlegt, sondern, ob überhaupt weitere Kinder gewünscht werden bzw. ob die materiellen Rahmenbedingungen für ein weiteres Kind vorhanden sind. Geht es beispielsweise um die Entscheidung zum zweiten Kind, so wird meist das Argument angeführt, dass Geschwister für die Entwicklung des ersten Kindes wichtig ist. Bei dritten und weiteren Kindern spielt die eigene Herkunftsfamilie oftmals eine Rolle. Wenn also einer oder beide Partner aus kinderreichen Familien stammen und es die finanzielle Situation erlaubt, wird durchaus die Entscheidung für ein drittes oder viertes Kind getroffen. Der Wunsch, sich mit *einem* Kind zu begnügen, wird zum Teil damit erklärt, dass mit einem Kind eine Vereinbarkeit von Familie und Erwerb noch halbwegs zu bewältigen ist. Jenen Paaren scheint die Situation mit zwei oder mehr Kindern kaum bzw. nicht mehr bewältigbar. Mit einem Kind scheint aber auch in gewissem Sinne das Grundbedürfnis, ein Kind in die Welt zu setzen, befriedigt zu sein.

4.2 Heterosexuelle- und homosexuelle Paare ohne Kinder

Ergebnis 3:

Homosexuelle Paare haben trotz fehlender rechtlicher Möglichkeiten einen Kinderwunsch.

Elternschaft in heterosexuellen Partnerschaften ist sowohl rechtlich als auch sozial gestützt. Für gleichgeschlechtliche Paare gibt es weder eine legalisierte Form der Partnerschaft noch eine rechtliche Absicherung von Elternschaft. Gleichgeschlechtlich liebende Menschen haben in unserer Gesellschaft nach wie vor nicht nur mit ihrem Coming Out zu kämpfen, sondern sind gerade bei der Realisierung ihres Kinderwunsches mit einer komplexen Vorurteilsstruktur in der Gesellschaft konfrontiert.

Trotz dieser gesellschaftlichen Restriktionen ist der Wunsch von Lesben und Schwulen nach einem gemeinsamen Leben mit einem Kind immer augenscheinlicher. So gibt es z.B. diverse Vereine und Zusammenschlüsse von lesbischen Müttern und schwulen Vätern, wie z. B. in Deutschland die Initiative für lesbische und schwule Eltern („ilse“)². Auch einige Landesregierungen in Deutschland haben Referate, die diesem Thema eine große Aufmerksamkeit, auch in Form von Publikationen und Veranstaltungen widmen³. Im Internet gibt es bereits einschlägige Seiten, die für dieses spezifische Problem Lösungen anbieten⁴. Auch in Magazinen für gleichgeschlechtlich liebende Menschen finden sich vermehrt Anzeigen zu diesem Thema, unter der Rubrik Kinderwunsch, z.B.:



„Lesbenpaar (26/39) mit Kinderwunsch, sucht schwules Paar mit Lust auf Kindergeschrei, Windeln und Brei. eMail ...“

„Das Bettchen im Kinderzimmer unseres Hauses steht immer noch leer! Ist es denn so schwer, Träume zu realisieren? Vielleicht kannst Du bzw. Ihr uns (w/w, 35/32) dabei helfen? eMail ...“

„Schwules Paar sucht im Raum WU Frau(en), um sich gemeinsam den Kinderwunsch zu erfüllen (gem. Sorger., angemessenen fin. Beteiligung). eMail ...“⁵

All diese Beispiele zeigen sehr deutlich, dass der Kinderwunsch von gleichgeschlechtlichen Paaren existent ist. Auch unsere Interviews zeigen deutlich, dass Lesben und Schwule ein Kind als Bereicherung für ihr persönliches Leben und ihre Partnerschaft sehen. Die Argumente für die Familiengründung lauten ähnlich wie die der heterosexuellen Paare:

„..., dass ich das Gefühl habe, sich um jemanden zu kümmern, das ist vielleicht ein wichtiger Aspekt in einer Beziehung - ein Kind als Bindeglied.“

Interview 1, Mann/Mann

„Wenn ich vor meinem Tod auf mein Leben zurückblicke und ich habe kein Kind adoptiert, wäre es ein Minuspunkt, ich würde mit mir hadern, dass ich zu feige war, das zu tun.“

Interview 2, Frau/Frau

„Es ist nett und angenehm nicht immer zu zweit zu sein.“

Interview 4, Mann/Mann

² www.ilse.lsvd.de

³ Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales und die Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport: Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen.

⁴ Internetseite: www.mannotincluded.com

⁵ Zeitschrift: Queer, Bayern, Dezember 2002

Ergebnis 4:

Sowohl in heterosexuellen als auch in homosexuellen Partnerschaften ist der häufigste Grund für ein Kind die positive Grundhaltung gegenüber Kindern und das gemeinsame Leben mit einem Kind.

Hetero- und homosexuelle Paare waren sich im Hauptmotiv für den Kinderwunsch einig. Die meisten Gründe, die in der Diskussion der Paare für ein Kind genannt wurden, lagen in der positiven Grundhaltung gegenüber Kindern und in dem Gewinn aus einem gemeinsamen Leben mit einem Kind.

„Ja, letztlich meine ich schon die ganzen positiven Erfahrungen, ... dass man gerade bei Kindern miterleben kann wie die aufwachsen, das ist natürlich schön, das ist schön, wenn man das sieht, es ist schön, wenn man da dabei sein kann, schön, wenn man etwas gemeinsam unternehmen kann.“

Interview 1, Mann/Mann, Mann 1

„...die Entscheidung dafür war, ja ich meine diese positive Grundhaltung, dass man Kinder mag, und dass es nett ist, wenn man Kinder hat, und dass Kinder nett sind.“

Interview 2, Frau/Mann, Mann

Diese Argumentationen erklären sich u.a. daraus, dass wir uns hier ausschließlich auf Paare, die noch keine Kinder haben, beziehen. Wie bereits erläutert, führen jene ja primär emotionale Argumente für einen Kinderwunsch an.

Darin bestätigen sich die Ergebnisse aus Wertestudien, die den nach wie vor unbestrittenen Wert von Kindern für ein erfülltes Leben aufzeigen. Die Nichterfüllung des Kinderwunsches scheint also nicht mit einer negativen Grundeinstellung gegenüber Kindern erklärbar zu sein, sondern ist auf andere Faktoren zurückzuführen. Hier werden primär ungünstige Rahmenbedingungen angeführt - je nach sexueller Orientierung kommen unterschiedliche zum Tragen. Während bei homosexuellen Paaren primär die soziale Akzeptanz als Problem thematisiert wird, steht eine schlechte Vereinbarkeit von Beruf und Familie bei den heterosexuellen Paaren im Vordergrund.

Ergebnis 5:

Beim „Timing“ für ein Kind ist die abgesicherte Lebenssituation entscheidend.

Während bei den Motiven für ein Kind eher emotionale und ideelle Gründe angeführt werden (Ergebnis 4), spielt bei der Überlegung zur konkreten Realisierung des Kinderwunsches und der Wahl des Zeitpunktes die abgesicherte Lebenssituation die zentrale Rolle in der Diskussion. Darin zeigen sich deutlich die hohen Ansprüche die Paare an ihre Elternschaft stellen – dem Kind soll einiges geboten werden.

„Es wäre ideal, wenn man gewisse Zustände noch vorher herstellen kann, z.B. das man finanziell von der Wohnung ein bisschen mehr abgezahlt hat, und solche Sachen. Ich weiß, dass man unflexibel wird finanziell und von der Zeit her. Und man muss sich dann umstellen, wenn das Kind da ist und da ist es ideal, wenn man ein bisschen einen Startvorsprung hat.“

Interview 2, Frau/Mann, Mann

„A) ist das finanzielle sehr wichtig, ja eine gute Wohnung zu haben, dass das Kind alleine ein Kinderzimmer hat. Ja und wenn wir was vom Staat kriegen würden, würde das sicher die Entscheidung erleichtern.“

Interview 8, Mann/Mann, Mann 2

Ergebnis 6:

Bei heterosexuellen Paaren wird die Arbeitsteilung und die Karenz intensiver diskutiert, um damit auch die Positionen in der Partnerschaft zu bestimmen.

Auffallend ist, dass heterosexuelle Paare die Arbeitsaufteilung zu einem zentralen Thema machen, während homosexuelle Paare diesen Diskurs nahezu nie führen. Offensichtlich werden bei ersteren Geschlechtsrollenkonflikte über die Diskussion des Kinderwunsches ausgetragen. Noch nicht definierte Rollen bei der Hausarbeit und der (bevorstehenden) Kinderbetreuung werden in diesem Zusammenhang verhandelt. Die Arbeitsaufteilung zwischen den Partnern in gleichgeschlechtlichen Beziehungen ist demgegenüber gleichförmiger und bietet daher weniger Anlass zur Diskussion. Für das Paar ist es zentral, dass beide Partner jeweils die gleichen Chancen - besonders im Hinblick auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie - haben. Diese Ergebnisse bestätigen auch die Befunde von bisher durchgeführten Studien (siehe Kapitel 2).

„Frau:

„Da gibt es schon eine ziemlich extreme Ansicht von mir: Ich sag einfach, so leid es mir tun würde, aber wenn wir das mit der Karenz nicht gemeinsam machen, das heißt: du gehst die halbe Zeit oder einen Teil und ich gehe die halbe Zeit, dann möchte ich eigentlich auf den Kinderwunsch verzichten. Da bin ich beinhart, das war der Punkt, wo wir eigentlich immer wieder gestritten haben. Weil du das zu extrem gefunden hast.“

Mann:

„Wobei mein Einwand kein prinzipieller war, dass ich gesagt habe, ich will nicht in Karenz gehen ... sondern ich einfach immer so argumentiert habe, ich gehe nur dann in Karenz, wenn es mir von der Jobsituation möglich ist.“

Interview 3, Frau/Mann

„Frau 1:

„Das kommt immer darauf an, wie weit die Österreicher dann in drei Jahren sind, ob man es adoptieren kann oder ob man es selbst kriegen kann. Wenn wir es selbst kriegen, dann machen wir es immer in zweieinhalb Jahren Abständen, dass sich der zweite nachher um die beiden Kinder kümmern kann. Dass sie nicht in irgendeinen Hort müssen.“

Frau 2:

„Und wenn nicht, dann ist es eben so wie gesagt, dadurch das ich eben mehr verdiene, haben wir gesagt, ja der, der mehr verdient, der geht weiter arbeiten und der andere kümmert sich um die Kinder. Also intensiver um die Kinder.“

Interviewer:

„Verstehe, je nachdem, welche Möglichkeiten sich von den Rahmenbedingungen ergeben, werde sie es dann auch machen?“

Frau 1:

„Genau.“

Frau 2:

„Also wir versteifen uns auf nichts, das sehen wir nachher eh wie es ausgeht.“

Interview 6, Frau/Frau

„Frau 1:

„Ja also die Arbeit ist für mich kein Grund, also die ist für mich nicht ein Faktor der mich daran hindern würde, also meine Berufstätigkeit nicht, eher die Angst meine Dissertation nicht zu schaffen, ... ich plustere da glaube ich was auf, und tue etwas überreagieren.“

Frau 2:

„Ich denke mir das.“

Frau 1:

„Ich glaube sogar, was meine Arbeit angeht, kann ich es ganz gut integrieren, also dass ich das ganz gut zusammenkriege. ...“

Frau 2:

„Also ich würde da meine Aufgabe schon sehen, dass ich darauf drängen würde, dass meine Partnerin und ich das so machen, dass wir beide berufstätig sind, also ich wäre absolut dagegen, dass meine Partnerin das Kind dann mehr zu Hause hat ... Dass man schaut, dass man eine Betreuungsmöglichkeit findet, ... Wir müssen alles zukaufen irgendwie.“

Frau 1:

„Ja schon ja.“

Frau 2:

„Ich wäre voll und ganz dafür, dass wir das so behandeln würden, als ob sie voll arbeitet und ich, auch wenn wir sagen würden sie arbeitet zu Hause, stimmt es nicht.“

Frau 1:

„Aber ich glaube ich sehe das ein bisschen so.“

Frau 2:

„Aber es ist nicht so.“

Interview 2, Frau/Frau

Besonders bei diesem Ergebnis zeigten sich die Vorteile des methodischen Vorgehens dieser Studie. In den Einzelinterviews ist das Konfliktpotential zwischen den Geschlechtern in den heterosexuellen Beziehungen nicht so deutlich geworden wie im anschließenden Konfrontationsinterview. In diesem wurden die Paare mit ihren unterschiedlichen Bewertungen und Sichtweisen konfrontiert und konnten diese offen diskutieren. Dies ermöglichte einen Einblick in die komplexen Beziehungsstrukturen bei der Diskussion des Kinderwunsches. Herkömmliche Interviewmethoden würden diesen Einblick in die Paardynamik nur begrenzt erlauben.

Ergebnis 7:

Heterosexuelle Paare glauben, dass sich ein Kind einschränkend auf die sozialen Kontakte auswirkt – homosexuelle Paare sehen die Chance auf Erweiterung.

Ein weiterer Aspekt im Diskussionsprozess von Paaren ohne Kinder sind Veränderungen in der bisherigen Lebensführung. Es werden z.B. Einschnitte im Freizeitverhalten und in den sozialen Kontakten, die sich durch Kinder ergeben, diskutiert. Allerdings befürchten vor allem heterosexuelle Paare grundsätzliche Einschränkungen aufgrund der durch Kinder veränderten Zeitstruktur. Es bleibt weniger Zeit für Freunde, die Partnerschaft und sich selbst. Dies wird in aller Regel als eine negative Entwicklung empfunden. Demgegenüber sehen gleichgeschlechtliche Paare im Übergang zur Elternschaft mehr positive Aspekte. Sie erwarten vielmehr die Erweiterung ihrer sozialen Kontakte, z.B. durch andere heterosexuelle Eltern. Zudem sehen sie die Chance, durch Kinder in ihrer Rolle als Eltern weniger stigmatisiert und als gleichgeschlechtliches Elternpaar gesellschaftlich anerkannt zu werden.

„So wie auf Beziehungsebene wird es meine Persönlichkeit erweitern. Ich könnte mich in eine positive Richtung verändern, neue Freundschaften schließen, lerne andere Menschen kennen, die auch Kinder haben.“

Interview 2, Frau/Frau, Frau 1

„Freunde und Freundinnen würden sich sehr freuen. Ein Kind ändert nichts an der Freundschaft. Es ergeben sich neue Gesprächsthemen, man findet neue Freunde. Auch für meine Eltern und Geschwister wäre es kein Problem.“

Interview 4, Mann/Mann, Mann 1

„Es wird ein Zeitproblem. Mit Kindern ist man oft nicht willkommen.“

Interview 4, Frau/Mann, Frau

„Eher ungünstig. Weil das eine ganz normale Konsequenz ist, dass man eher angehängt ist, also nicht im negativen Sinn, aber dass man ein Kind hat, das man nicht alleine lassen kann. Also alleine dadurch werden sich die Kontakte verringern, so wie es sich jetzt während des Arbeitslebens auch schon verringert hat.“

Interview 3, Frau/Mann, Frau

Ergebnis 8:

Homosexuelle Paare versetzen sich stärker in die Situation des Kindes als dies heterosexuelle Paare tun.

Primär die interviewten gleichgeschlechtlichen Paare antizipieren die Situation des Kindes in ihrer Diskussion über den Kinderwunsch. Diese Paare überlegen sich stärker als heterosexuelle Paare, welche Auswirkungen ihre Entscheidung auf das Kind haben könnte. Dies scheint primär auch mit ihren eigenen biographischen Erfahrungen als heute oft noch stigmatisierte Randgruppe in der Gesellschaft zusammenzuhängen. Trotz des Bewusstseins über die Instabilität von Beziehungen im allgemeinen (Trennungs- und Scheidungsraten) sowie über die Wichtigkeit der Beziehungsqualität für das Kind ist es verwunderlich, dass heterosexuelle Paare z.B. kaum die Auswirkungen der Qualität ihrer eigenen Partnerschaft oder mögliche Trennungsfolgen für das Kind diskutieren.

„Seit kurzer Zeit überlege ich, dass es vielleicht besser wäre, zwei Kinder auf einmal zu haben. ... Es ist ja nicht einfach, zwei Eltern gleichen Geschlechts zu haben und wenn sie dann zu zweit sind, ist das vielleicht einfacher.“

Interview 4, Mann/Mann, Mann 1

„Ja die Frage die wir uns auch immer wieder stellen, inwieweit ist es dem Kind gegenüber zu verantworten, es als homosexuelles Paar zu adoptieren, weil es in der Schule, im Kindergarten oder sonst wo auch immer damit konfrontiert werden wird, dass er eben nicht Mama und Papa sondern Papa und Papa hat. Inwieweit ist die Gesellschaft reif, das jetzt schon irgendwie zu verkraften. ... Es ist vielleicht ein bisschen zu vergleichen, wie in unserer Schulzeit die Scheidungskinder so absolute Out-Laws waren – da hat man gewusst, deren Eltern sind geschieden und das ist ein böses Kind dann. ... Ich glaube das wäre fast noch schlimmer wie damals mit den Scheidungskindern und es ist die Frage ob man einem Kind diesen Stress, den es sicher haben wir, antun will.“

Interview 5, Mann/Mann, Mann 2

„Ja, aber das denke ich mir dann aber schon oft, wenn es bei uns so kriselt, wie können wir uns, also wie können wir überhaupt wagen, an Kinder zu denken. Was tun wir dem Kind an, wenn unsere Beziehung von Anfang an immer so turbulent ist und so auf und ab...“

Interview 3, Frau/Mann, Frau

„Mann 2:

„Ein Aspekt, der noch nicht angesprochen wurde ist der, dass natürlich in jeder Person Mann oder Frau, immer auch die männliche Komponente und die weibliche Rolle ist. Wenn man ein Kind hätte und ihm alles zeigt und gibt, stimmt es für mich schon, dass eine Frau, jetzt nicht als Rolle Frau, sondern als Person Frau - als Körper Frau - doch wieder was Neues ist. Wenn man jetzt von einer Baby ausgeht, das im gemeinsamen Haushalt mit zwei Männern erzogen wird, glaube ich schon ein bisschen, das irgendwo eine Komponente fehlt.“

Mann 1:

„Ui jetzt wird es aber konservativ.“

Mann 2:

„Schon, aber ich meine jetzt nicht die Rollenklischees, weiblich ist Strudelkochen und“

Mann 1:

„das finde ich aber nicht!“

Mann 2:

„Wenn der Frauenkörper, jetzt so von der Physiognomie her, nicht da ist, ob das eine Rolle spielt? Vielleicht kommt es auch darauf an, ob das Kind ein Bub oder Mädchen ist. Aber ich weis nicht genau ob es positiv oder negativ ist.“

Mann 1:

„Da bin ich mir sicher, ich bin stark dagegen, weil sicher die emotionale, also das emotionale Umfeld, für das Kind, das Wichtige ist. Ob da jetzt ein Frauenkörper oder nicht ist, ist völlig wurscht. Viele Heteropaaren, die Kinder haben, trennen sich gleich nachher, oder?“

Mann 2:

„Ich will das nicht mit anderen schlechten Situationen vergleichen.“

Mann 1:

„Wer sagt, dass das schlecht ist, eine Familie die sagt sie bleiben zusammen wegen der Kinder und keppeln jeden Tag, das halte ich für das Schlechteste.“

Mann 2:

„Nein, aber idealer Weise ist es doch, wenn jetzt, egal welche immer Familie, wenn die nicht keppeln und wenn alle glücklich sind, das gibt es vielleicht nicht so oft, aber das wäre das Ideale, und wenn man die jetzt sozusagen heranzieht.“

Mann 1:

„Es ist völlig wurscht, wer da glücklich ist, sondern glücklich müssen sie sein.“

Mann 2:

„Wenn du heranwächst und es Dinge zu klären, zu besprechen gibt, die vielleicht jetzt, so sag ich einmal, Frauenthemen sind, wird sich vielleicht ein Mädchen mit einer weiblichen Person, möglicherweise leichter tun.“

Mann 1:

„Also Aufklärung und all diese Dinge die passieren doch alle sowieso eher im Freundeskreis, ich glaube das ist immer noch so.“

Mann 2:

„Ich möchte nicht bewerten was besser ist. Aber ich würde sagen, dass genauso -wenn zwei Lesben ein Mädchen, was ja viel leichter geht, oder einen Burschen haben, und den gemeinsam großziehen, wird vielleicht irgendwo die Physiognomie des Mannes fehlen.“

Mann 1:

„Das sind noch Urinstinkte der Prägungstheorie die du da anbringst. Furchtbar.“

Interviewer:

„Also sie stimmen dem nicht zu?“

Mann 1:

„Nein nicht. Ich mein, dass es, ein vernünftiges, ein harmonisches Umfeld, was ja nicht immer heißt, dass man nur glücklich sein muss und lächeln, sondern dass man auch zum Beispiel Meinungsverschiedenheiten mit Streitkultur austragen kann. Das kann man einem Kind lernen. Da ist es völlig wurscht, ob das zwei Männer sind, zwei Frauen oder Mann und Frau.“

Interview 3, Mann/Mann

Berücksichtigen heterosexuelle Paare die Kindebene in ihrer Diskussion, so sind dies meist Paare, die bereits ein Kind haben. Dabei werden hauptsächlich Argumente angeführt wie „Wir möchten zwei Kinder, damit das eine nicht als Einzelkind aufwachsen muss“ oder „Der Altersabstand zwischen den Kindern sollte nicht zu groß sein, damit ein Spielgefährte da ist.“

Ergebnis 9:

Die eigene Rolle als Eltern bzw. die Kompetenz als Erzieher wird bei allen interviewten Paaren selten angesprochen.

Grundsätzlich wird in allen Interviews eher selten die Fähigkeit in Frage gestellt, gute Eltern sein zu können. D.h. individuelle Voraussetzungen für die Elternschaft werden kaum in die Diskussion miteinbezogen. Eigene Rollendefinitionen als Elternteil beziehen sich nahezu ausschließlich auf konkrete Arbeitsaufteilungen bei der Kinderbetreuung oder der Haushaltsführung.

„Für mich selber eigentlich, obwohl ich jetzt 31 Jahre bin, fühle ich mich nicht in der Lage ein Kind zu erziehen, wie ich mir das vorstelle. Weil ich sehe das in der eigenen Familie oder im Umkreis, die Erziehung ein irrsinniges Notprogramm ist. So ziemlich kopflos, ein zu früh gestartetes Projekt, sage ich mal. Also ich bin noch nicht so weit, das ich jetzt ja sage, super ich habe das total im Griff und mich total im Griff und so weiter.“

Interview 9, Mann/Mann, Mann2

5 Resümee

Der Diskussionsprozess von Paaren zum Thema Kinderwunsch ist sehr vielfältig und hängt von ganz unterschiedlichen Faktoren ab. Einerseits diskutieren Paare, die bereits auf Erfahrungen mit eigenen Kindern zurückgreifen können anders als kinderlose Paare. Andererseits beeinflusst auch die sexuelle Orientierung die Diskussion über dieses Thema. Aufgrund ihrer biographischen Erfahrungen sowie der gesellschaftlichen Bedingungen diskutieren homosexuelle Paare vor einem anderen Hintergrund als heterosexuelle Paare, bei denen die Realisierung des Kindeswunsches einen selbstverständlichen und gesellschaftlich akzeptierten Bestandteil ihrer Biographie darstellt.

Die Entscheidung für oder gegen ein Kind wird von den Paaren auf unterschiedlichen Ebenen diskutiert. Dabei kann man einerseits differenzieren zwischen der *individuellen Ebene* (persönliche Motivationen und Werthaltungen), der *Paarebene* (Argumente aus der Paardynamik und das Zusammenleben des Paares betreffend) und der *Kindebene* (Argumente, die auf die Situation und das Wohl des Kindes fokussieren). Andererseits besteht eine Unterscheidung zwischen *emotionalen* (Gefühle, eher subjektiv) und *strukturellen* (an Rahmenbedingungen festgemacht, eher objektiv) Argumenten, welche die Paare in die Diskussion einbringen. Daraus lässt sich folgende Typologie der in den Interviews thematisierten Argumente erstellen:

Typologie der Argumente

	emotional	strukturell
individuell		
Paar		
Kind		

Kinderwunsch bei hetero- und homosexuellen Paaren Kapella, Pfeiffer, Pfleger 

Vergleicht man nun die heterosexuellen Paare mit den gleichgeschlechtlichen Paaren, so kann man sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede in den Diskussionsprozessen feststellen.

Gemeinsam ist allen Paaren, dass primär auf der *individuellen Ebene* diskutiert wird. Es werden überwiegend emotional-individuelle Argumente für die Familiengründung angeführt werden (z.B. „es wäre schön, Kinder aufwachsen zu sehen“, „ich kann mir kein Leben ohne Kinder vorstellen“, „ein Kind würde mich bereichern“). Diese Argumente werden nicht nur am häufigsten genannt, sondern stellen auch in ihrer inhaltlichen Ausprägung die vielfältigsten dar. Sind strukturell-individuelle Argumente gefallen, so reduzieren sich diese meist auf die veränderte Zeitstruktur und Veränderungen im beruflichen Werdegang, die sich durch ein Kind ergeben (z.B. „ich habe nicht die Zeit, mich verbindlich um ein Kind zu kümmern“, „mei-

ne Karriereplanung lässt ein Kind die nächsten drei, vier Jahre nicht zu“, „ein Kind hätte negative Auswirkungen auf mein Zeitbudget“).

Auffallende Unterschiede in den Diskussionen, die hetero- bzw. homosexuelle Paare führen, zeigen sich auf der *Paarebene*. Heterosexuelle Paare diskutieren die Arbeitsaufteilung bei der Kinderbetreuung und im Haushalt sehr intensiv. Offensichtlich fehlen grundsätzliche Rollendefinitionen in diesen Partnerschaften. Der Kinderwunsch und die Familiengründung scheinen Themen zu sein, die ebendieses Fehlen von klaren Rollen deutlich machen und die Paare zwingen, diesbezüglich Entscheidungen zu treffen. Der Grund, warum dies nahezu ausschließlich heterosexuelle Paare betrifft, dürfte in der „automatischen“ Zuweisung von Geschlechtsrollen zwischen Männern und Frauen liegen. Homosexuelle Paare sind meist bereits bei der Paarbildung gezwungen, die jeweiligen Rollenaufteilungen festzulegen.

Auch bezüglich der Art und Weise, wie hetero- bzw. homosexuelle Paare die *Kindebene* in ihre Diskussionen miteinbeziehen, zeigen sich interessante Unterschiede. Während sich heterosexuelle Paare – wie oben erwähnt – sehr intensiv mit der Rollendefinition und Aufgabenteilung auseinandersetzen, beschäftigen sich homosexuelle Paare stärker mit der Frage, wie es einem Kind in ihrer Partnerschaft geht und inwieweit sie als Paar die Voraussetzungen für die Elternrolle erfüllen. Eine Ebene die bei heterosexuellen Paaren kaum thematisiert wurde.

Die unterschiedliche sexuelle Orientierung scheint also ein unterschiedliches Ausmaß an Reflexion von gesellschaftlichen Rollen zu bedingen – und zwar der Geschlechts-, der Familien- und der Elternrollen.

Heterosexuelle Paare können auf gesellschaftlich abgesicherte und in gewissem Maße selbstverständliche Rollenbilder zurückgreifen. Diese Sicherheit ist jedoch oftmals trügerisch. Dort, wo Rollenbilder als gesellschaftlich selbstverständlich angesehen werden, stellt sich eine gewisse Zwangsläufigkeit ein, die eine Reflexion der vorgegebenen Rollen unnötig erscheinen lässt. Diese Sicherheit gerät jedoch dann ins Wanken, wenn offensichtlich wird, dass die gesellschaftlichen Vorgaben mit den individuellen Vorstellungen nicht konform gehen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, diese Rollenbilder für sich persönlich neu zu definieren und diese mit dem Partner abzustimmen. Der im vorliegenden Forschungsprojekt gewählte methodische Ansatz des Paarinterviews hat gezeigt, dass dieser Reflexionsbedarf vielfach erst in der Konfrontation der eigenen Vorstellungen mit denen des Partners sichtbar wird.

Demgegenüber sind homosexuelle Menschen in einer überwiegend heterosexuellen Gesellschaft gezwungen, ihre Geschlechtsrolle und Geschlechtsidentität frühzeitig zu reflektieren und gegen die gesellschaftlich vorherrschende Norm zu modifizieren. Ähnliche Reflexionsprozesse sind auch bezüglich ihrer Lebens- und Familienform notwendig. Da homosexuelle Paare ihre Rollen nicht mehr so umfassend definieren müssen, können sie sich in ihren Diskussionen zum Kinderwunsch stärker auf die Kindebene (d.h. Situation und Wohl des Kindes betreffende Argumente) einlassen. Homosexuelle Paare scheinen also vergleichsweise leichter die „Paar-Hürde“ zu überspringen, auf welcher heterosexuelle Paare oftmals im Diskussionsprozess stehen bleiben. Gerade eine so weitreichende Frage wie die Entscheidung für bzw. gegen Kinder setzt unserer Meinung nach jedoch eine Auseinandersetzung auf jeder der drei Ebenen (Individuelle-, Paar- und Kindebene) - vor allem aber auf der Kindebene - voraus.

Abschließend kann also gefolgert werden:

In der Diskussion des Kinderwunsches sind Rollenbilder und deren Festlegung innerhalb der Partnerschaft eine zentrale Kategorie. Je klarer die Partner ihre Rolle definiert und auch kommuniziert haben, desto stärker können andere Dimensionen in die Diskussion miteinbezogen werden. Unklare Rollenbilder beinhalten die Gefahr, dass der Prozess der Entscheidungsfindung primär um die Rollenaufteilung kreist und andere wesentliche Aspekte völlig unberücksichtigt bleiben. Diese Dynamik ist bei den befragten heterosexuellen Paaren eindeutig stärker ausgeprägt als bei den homosexuellen Paaren. Ausschlaggebend dafür

scheint die mangelnde Auseinandersetzung von heterosexuellen Frauen und Männern mit ihren Geschlechtsrollen bzw. deren Definitionen in der Gesellschaft. Ein Vorteil von homosexuellen Personen scheint demgegenüber, dass sie diese Aufgabe früher und grundlegender in Angriff nehmen müssen.

Die in den Paarinterviews identifizierten Spannungsfelder zwischen individuellen und gesellschaftlichen Vorstellungen bezüglich bestimmter Rollenbilder sind auch auf gesamtgesellschaftlicher Ebene festzustellen. Negative Auswirkungen des gesellschaftlichen Wandels - wie z.B. sinkende Geburtenzahlen, Schwierigkeiten bei der Vereinbarkeit von Familie und Erwerb, Instabilität von Partnerschaften - scheinen eine ihrer Ursachen in ebendiesem Spannungsfeld zu haben. Die individuelle Auseinandersetzung mit Rollenbildern und die Reflexion darüber, aber auch die Modifikation und Erweiterung von gesellschaftlichen Rollenvorgaben könnten ein Schritt in Richtung Verminderung des Spannungsfeldes sein.

6 Literaturverzeichnis

Akkerboom, Hans (2000): Qualitative Exploration of choices about having children; unpublished final report of the project "Partner interaction, demography and equal opportunities as future labour supply factors" to the Netherlands Family Council: The Hague;

Amendt, Gerhard (2002): Kultur, Kindeswohl und homosexuelle Fortpflanzung. In: *Leviathan - Zeitschrift für Sozialwissenschaft*, Heft 2, Jg 30, S. 161-174.

Baas, Stefan und *Buba, Hanspeter* (2001): Zum Stand der Forschung. In: *Buba, H.P. und Vaskovics, L.A.* (Hrsg.): Benachteiligung gleichgeschlechtlich orientierter Personen und Paare (S. 329–351), Köln: Bundesanzeiger.

Bagavos, Christos und *Martin, Claude* (2001): Sinkende Geburtenraten, Familienstrukturen und politische Reaktionen, Synthesebericht der Jahrestagung 2000 der Europäischen Beobachtungsstelle zur sozialen Situation, Demographie und Familie. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung, Materialiensammlung Heft 10.

Bichlbauer, Dieter (2001): Zur Motivation des Kinderwunsches. Kritische Bemerkungen zur Kausalität von Gründen für oder gegen Kinder. In: Institut für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Hrsg.): Demographische Informationen 2001 (S. 5-14), Wien.

Buber, Isabella und *Kytir, Josef* (2001): Erfahrungen mit Elternschaft und Kinderwunsch. Ergebnisse für 20- bis 40-jährige Mütter und Väter in Oberösterreich. In: Institut für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Hrsg.): Demographische Informationen 2001 (S. 30-38), Wien.

DSM IV – Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen (1996). Deutsche Auflage, übersetzt von *Sass, Henning*. Göttingen: Hogrefe.

Dannecker, Martin (2000): Sexualwissenschaftliches Gutachten zur Homosexualität. In: *Basedow, Jürgen; Hopt, Klaus J., Kötz, Heinz und Dopffel, Heinz* (Hrsg.): Die Rechtsstellung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften (S. 335-350), Tübingen: Mohr Siebeck.

Dopffel, Peter; Kötz, Hein und Scherpe, Jens M. (2000): Rechtsvergleichende Gesamtwürdigung und Empfehlungen. In: *Basedow, Jürgen; Hopt, Klaus J., Kötz, Heinz und Dopffel, Heinz* (Hrsg.): Die Rechtsstellung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften (S. 391-423), Tübingen: Mohr Siebeck.

Dumont, Gérard-Francois (2003): Anhaltend niedrige Geburtenraten und ihre Folgen. In: *Leipert, Christian* (Hrsg.): Demographie und Wohlstand. Neuer Stellenwert für Familie in Wirtschaft und Gesellschaft (S. 143-152), Opladen: Leske + Budrich.

Fthenakis, Wassilios E. (2000): Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften und kindliche Entwicklung. In: *Basedow, Jürgen; Hopt, Klaus J., Kötz, Heinz und Dopffel, Heinz* (Hrsg.): Die Rechtsstellung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften (S. 351-390), Tübingen: Mohr Siebeck.

Fthenakis, Wassilios E. und Ladwig, Arndt (2002): Homosexuelle Väter. In: *Fthenakis Wassilios E. und Textor, Martin R.* (Hrsg.): Mutterschaft, Vaterschaft (S. 129-154). Weinheim, Basel: Beltz.

Gerlach, Stephanie (2000): Lesbische und schwule Elternschaft – (k)ein Thema für die praktische Sozialarbeit? In: Lebenssituation lesbischer Mütter und schwuler Väter (S. 12-14). Dokumentation einer Anhörung des Niedersächsischen Ministeriums für Frauen, Arbeit und Soziales. Hannover.

Goldstein, Joshua R., Lutz, Wolfgang und Maria Rita Testa. (2002): The emergence of sub-replacement family size ideals in Europe. *VID Working Papers*. Vienna: Vienna Institute of Demography.

Guger, Alois, Buchegger, Reiner, Lutz, Hedwig, Mayrhuber, Christine und Wüger, Michael (2003): Schätzung der direkten und indirekten Kinderkosten. Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz.

Heimlich, Andreas (2001): Vorurteile gegenüber homosexueller Elternschaft – Eine Analyse unter Zuhilfenahme sozialpsychologischer Ansätze. Hausarbeit an der Fernuniversität Hagen im SS 2001, verfügbar unter: <http://www.stud.fernuni-hagen.de/q4528107/vorhomelt/vorhomelt.htm>

Kämper, Gabriele (2003): Weibliche Genealogie – ein feministischer Traum? Lesbische Mutterschaft als Paradigma für postpatriarchale Familienformen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 62, Jg 26, S. 103-113.

Lähnemann, Lea (1996):Lesben und Schwule mit Kindern – Kinder homosexueller Eltern. Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 16. Herausgegeben von der Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport: Fachbereich gleichgeschlechtliche Lebensweisen. Berlin.

Lähnemann, Lea (2000): Lesbien und Schwule mit Kindern / Kinder homosexueller Eltern – Bestandsaufnahme, Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen und rechtliche Aspekte. In: Lebenssituation lesbischer Mütter und schwuler Väter (S. 8-11). Dokumentation einer Anhörung des Niedersächsischen Ministeriums für Frauen, Arbeit und Soziales. Hannover.

Lamnek, Siegfried (1995): Qualitative Sozialforschung, Band 1, Weinheim: Beltz

Lautmann, Rüdiger (1993): Homosexualität? Die Liebe zum eigenen Geschlecht in der modernen Konstruktion. In: *Puff, Helmut* (Hrsg.): Lust, Angst und Provokation: Homosexualität in der Gesellschaft (S. 15-37). Göttingen, Zürich: Vandenhoeck und Ruprecht.

Lüscher, Kurt und Grabmann, Barbara (2002): Lebenspartnerschaften mit und ohne Kinder: Ambivalenzen der Institutionalisierung privater Lebensformen. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Heft 1, Jg. 22, S. 47-63.

Netherlands Family Council (2002): Social Indicators: The Next Generation; unveröffentlichter Endbericht an die Europäische Union.

Nickel, Horst, Vetter, Jürgen und Quaiser-Pohl, Claudia (2001): Junge Eltern als Gegenstand kulturvergleichender Untersuchungen. Grundlagen und Konzeption eines ökopyschologischen Forschungsprojektes. In: *Nickel, Horst und Quaiser-Pohl, Claudia* (Hrsg.): Junge Eltern im kulturellen Wandel. Untersuchungen zur Familiengründung im internationalen Vergleich (S. 13-33), Weinheim und München: Juventa Verlag.

Rauchfleisch, Udo (1997): Alternative Familienformen: Eineltern, gleich-geschlechtliche Paare; Hausmänner. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Rauchfleisch, Udo (2002): Lesbische Mütter und Kinder. Verfügbar unter: http://www.familienhandbuch.de/cmmain/f_Aktuelles/a_Elternschaft/s_256.html , vom 15.12.2003.

Schenk, Herrad (2002): *Wieviel Mutter braucht der Mensch. Der Mythos von der guten Mutter*, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Starke, Kurt (1994): *Schwuler Osten. Homosexuelle Männer in der DDR*. Berlin: Links.

Quaiser-Pohl, Claudia und *Nickel, Horst* (2001): Die Veränderung familialer Strukturen als Folge des gesellschaftlichen Wandels in der Bundesrepublik Deutschland. In: *Nickel, Horst* und *Quaiser-Pohl, Claudia* (Hrsg.): *Junge Eltern im kulturellen Wandel. Untersuchungen zur Familiengründung im internationalen Vergleich* (S. 35-48), Weinheim und München: Juventa Verlag.

Zartler, Ulrike, Wilk, Liselotte und *Beham, Martina* (2000): Partner- und Familienbeziehungen. In: *Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen* (Hrsg.): *Familie – zwischen Anspruch und Alltag. Zur Situation von Familie und Familienpolitik in Österreich*, 4. Österreichischer Familienbericht 1999 (S. 233-253), Wien.

Zuletzt erschienene WORKING PAPERS

- Martin Spielauer, Franz Schwarz, Kurt Schmid: **Education and the Importance of the First Educational Choice in the Context of the FAMSIM+ Family Microsimulation Model for Austria.** Nr. 15/2002
- Coomaren P. Vencatasawmy: **Modelling Fertility in a Life Course Context: Some Issues.** Nr. 16/2002
- Norbert Neuwirth: **Labor Supply of the Family – an Optimizing Behavior Approach to Microsimulation.** Nr. 17/2002
- Martin Spielauer: **The Potential of Dynamic Microsimulation in Family Studies: A Review and Some Lessons for FAMSIM+.** Nr. 18/2002
- Sabine Buchebner-Ferstl: **Die Partnerschaft als Ressource bei kritischen Lebensereignissen am Beispiel der Pensionierung.** Nr. 19/2002
- Sonja Dörfler, Karin Städtner: **European Family Policy Database – Draft Manual.** Nr. 20/2002
- Johannes Pflegerl: **Family and Migration. Research Developments in Europe: A General Overview.** Nr. 21/2002
- Sonja Dörfler: **Familienpolitische Maßnahmen zum Leistungsausgleich für Kinderbetreuung – ein Europavergleich.** Nr. 22/2002
- Franz Schwarz, Martin Spielauer, Karin Städtner: **Gender, Regional and Social Differences at the Transition from Lower to Upper Secondary Education.** An Analysis in the Context of the FAMSIM+ Family Microsimulation Model for Austria. Nr. 23/2002
- Veronika Pfeiffer-Gössweiner, Johannes Pflegerl: **Migration in the European Union: An Overview of EU Documents and Organisations Focusing on Migration.** Nr. 24/2002/E
- Karin Städtner: **Arbeitsmarktrelevante Konsequenzen der Inanspruchnahme von Elternkarenz.** Nr. 25/2002
- Franz Schwarz, Martin Spielauer: **The Composition of Couples According to Education and Age. An Analysis in the Context of the FAMSIM+ Family Microsimulation Model for Austria.** Nr. 26/2002
- Franz Schwarz, Martin Spielauer, Karin Städtner: **University Education. An Analysis in the Context of the FAMSIM+ Family Microsimulation Model for Austria.** Nr. 27/2002
- Sabine Buchebner-Ferstl: **Partnerverlust durch Tod. Eine Analyse der Situation nach der Verwitwung mit besonderer Berücksichtigung von Geschlechtsunterschieden.** Nr. 28/2002
- Karin Städtner, Martin Spielauer: **The Influence of Education on Quantum, Timing and Spacing of Births in Austria.** Nr. 29/2002
- Sonja Dörfler: **Familienpolitische Leistungen in ausgewählten europäischen Staaten außerhalb der Europäischen Union.** Nr. 30/2002
- Sonja Dörfler: **Nutzung und Auswirkungen von Arbeitsarrangements zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Erwerb.** Nr. 31/2003
- Franz Schwarz: **Sozio-ökonomische Ungleichheiten im Gesundheitsverhalten in Österreich / Socioeconomic Inequalities in Health Behavior in Austria.** Nr. 32/2003
- Karin Städtner: **Female Employment Patterns around First Childbirth in Austria.** Nr. 33/2003
- Olaf Kapella: **Stahlhart – Männer und erektile Dysfunktion.** Nr. 34/2003

Alle zu beziehen bei: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF)
Gonzagagasse 19/8, A-1010 Wien
Tel: +43-1-5351454-19
Fax: +43-1-535 14 55
E-Mail: edeltraud.puerk@oif.ac.at



Das Österreichische Institut für Familienforschung (ÖIF) ist ein unabhängiges, gemeinnütziges Institut zur interdisziplinären wissenschaftlichen und anwendungsbezogenen Erforschung und Darstellung der Vielfalt und Veränderungen familialer Lebenswelten aus Sicht von Kindern, Frauen und Männern.

Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums für soziale Sicherheit und Generationen sowie der Länder Burgenland, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg und Wien.